

## Kostenfreier Abdrucktext

Der folgende Text ist dem Buch **Unvergessene Weihnachten. Band 3** entnommen.

Den Text stellen wir zum kostenfreien Abdruck zur Verfügung.

Als Gegenleistung erwarten wir lediglich die Veröffentlichung der nachstehenden bibliographischen Daten mit einem kleinen Buchcover von mindestens 30 mm Breite. Beim Abdruck von Abbildungen zum Text, ist als Quelle „Zeitgut Verlag/Privatbesitz des Verfassers“ anzugeben.

Bitte senden Sie uns einen Beleg zu. Herzlichen Dank!

### **Unvergessene Weihnachten. Band 3**

36 besinnliche und heitere Zeitzeugen-Erinnerungen.

192 Seiten, viele Abbildungen, Ortsregister.

Zeitgut Verlag, Berlin.

Bestellen unter: Tel. 030 70 20 93 14

info@zeitgut.de; www.zeitgut.com

Taschenbuch, ISBN: 978-3-86614-122-3, EURO 8,90

Wir bedanken uns für die Zusammenarbeit und stehen Ihnen gern für Rückfragen bereit.

Mit freundlichen Grüßen

Lydia Beier

Öffentlichkeitsarbeit

**Zeitgut Verlag GmbH**

Klausenpaß 14, 12107 Berlin

Tel: 030 - 70 20 93 14

Fax: 030 - 70 20 93 22

E-Mail: [lydia-beier@zeitgut.com](mailto:lydia-beier@zeitgut.com)

[www.zeitgut.com](http://www.zeitgut.com)

### **Pressekontakt**

Lydia Beier

Öffentlichkeitsarbeit

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpaß 14

E-Mail: [lydia.beier@zeitgut.com](mailto:lydia.beier@zeitgut.com)

Tel: 030 - 70 20 93 14

Fax: 030 - 70 20 93 22

12107 Berlin



[www.zeitgut.com](http://www.zeitgut.com)

[Goslar am Harz, Niedersachsen; 20. Dezember 1949]

Waldemar Siesing

## *Zuhause*

Ein vorweihnachtlicher Tag, dieser 20. Dezember, wie es unzählige in einem Menschenleben gibt. Der Schnee fällt tanzend und leise aus den Ewigkeiten herab auf die Erde, ein rauher Wind weht, wie im Monat Dezember üblich, durch die Straßen. Der vor dem Bahnhofsgebäude stehende Weihnachtsbaum verströmt Wärme durch seine vielen Kerzen, die leuchtend anzeigen, daß die Festtage nicht mehr weit sind. Der Bahnhofsvorplatz, ja die ganze Kaiserstadt Goslar, will strahlend die Menschen begrüßen, die aus allen Richtungen mit dem Zug nach hier kommen. Auch mich, den Spätheimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft.

Der Zeiger der Bahnhofsuhr deutet auf die sechste Abendstunde, als ich den Zug, der mich von Friedland hierher gebracht hat, verlasse. Die ersten Schritte auf dem Bahnsteig in völliger Freiheit übermannen mich. Nur ganz langsam gehe ich weiter, wie schwebend, schließlich die Treppe hinauf zur Bahnhofshalle. Menschen hasten an mir vorbei. Manche schauen mich mitleidig an, andere registrieren mich gar nicht, und wiederum andere entbieten mir einen liebenswürdigen Gruß.

Ich nicke scheu zurück.

Die farbenfrohen Auslagen in den kleinen Geschäften im Bahnhof – die Bundesrepublik steckt noch in den Kinderschuhen – erwecken mein stärkstes Interesse, aber ich strebe dem Ausgang zu. Nervös suchen meine Augen die Umgebung ab, suchen meine Eltern, die ich von Friedland aus telegrafisch benachrichtigt habe, daß ich nach Hause komme. Ich spüre den Schauer, der über meinen Rücken läuft, höre mein Herz lauter als sonst schlagen, und ich fühle, wie sich Schweißperlen mit Freudentränen vermengen. Es kommt mir so vor, als liege ein Schleier auf meinen Augen. Die Vergangenheit, die Schmerzen beim Gehen – ich habe viele Geschwüre an Beinen und Armen –, meine körperliche Verfassung sind vergessen. Die Eltern nach vielen Jahren endlich wiederzusehen bläst alles Negative hinweg.

Am Bahnhofsausgang verhalte ich den Schritt. Verlegen und hilflos blinzele ich in die leuchtenden Kerzen des Weihnachtsbaumes, der mir zunächst ein Gefühl von Geborgenheit gibt. Meine Eltern habe ich immer noch nicht entdeckt. Fragen über Fragen durchjagen mein Gehirn. Ob sie meine Benachrichtigung nicht erhalten haben? Ist Goslar nicht die Stadt, in der sie nach dem Krieg eine neue Heimat gefunden haben?

Je länger ich hilflos hier stehe, desto größer wird der Seelendruck. Kaum ein Gedanke wird bis zu Ende gedacht.

Die letzten Tage im Lager Friedland rücken in den Vordergrund meiner Gedankenwelt. Ich sehe mich mit meinen Kameraden zum ersten Mal nach Jahren zum Duschen gehen. Ich sehe den riesigen Tannenbaum in der Mitte des Lagers, höre die von der Heilsarmee gesungenen Weihnachtslieder. Ich sehe mich und meine Kameraden in dem festlich geschmückten Gemeinschaftssaal sitzen und über die wunderschönen Sachen, die wir viele Jahre nicht zu Gesicht bekommen haben, staunen. Die endlosen Weiten Rußlands liegen schon weit hinter uns.

Bevor wir am Morgen von der Lagerleitung verabschiedet wurden, erhielt jeder ein Übergangsgeld in Höhe von 40 DM, eine Fahrkarte zum Heimatort und einen großen Beutel mit vielen Sorten Weihnachtsgebäck. Ich war zutiefst gerührt und dankbar. Wir tauschten unter uns Kameraden noch die Adressen aus, und dann ging es zum Bahnhof. Zum ersten Mal nach Jahren war ich allein. Meine Kameraden fuhren in andere Richtungen oder verließen erst später das Lager. Ich spürte die Freiheit, wie sie nur ein Mensch empfinden kann, der sie eine lange Zeit entbehrt hat.

Etwas unsicher bestieg ich den Zug in Richtung Goslar. Ich blieb auf dem Gang stehen, obwohl in den Abteilungen überall ein Sitzplatz zu ergattern gewesen wäre. Vielleicht

wollte ich mich möglichen Fragen Mitreisender nicht stellen? Vielleicht fühlte ich mich unter Menschen in Zivil deklassiert und unsicher?

Ich weiß es nicht, jedenfalls stand ich während der Fahrt am Fenster im Gang und schaute hinaus in den langsam sich zur Ruhe begebenden Wintertag.

Hinter Göttingen öffnete sich eine Abteiltür, und eine junge Frau gesellte sich zu mir. Sie fragte mich, ob ich nicht lieber drinnen im Abteil sitzen möchte, ich sei doch nicht so kräftig, hier draußen die Reise durchzustehen. Bei mir machte sich sofort Verlegenheit breit, und ich verneinte ihre Frage. In die augenblickliche Stille hinein bot die junge Frau mir ein Stück Schokolade an. Überrascht nahm ich es dankend an. Und dann sprach ich etwas aus, was mir sicher schon lange auf der Seele gelegen hatte, aber weder vom Verstand noch vom Herzen diktiert war: Ich entschuldigte mich für etwas, woran ich in keiner Weise schuldig war, nämlich für den verlorenen Krieg, den ich als Freiwilliger und Front-Unteroffizier mitgemacht hatte.

Die junge Frau reichte mir ihre Hand und ging, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, wieder ins Abteil. Ihre irritierten Augen sehe ich jetzt noch vor mir.

Zurück in der Wirklichkeit, spüre ich, wie alles um mich herum fremd ist – bis auf die Schneeflocken, die dicht vor meinen Augen zur Erde schweben. Sie scheinen in diesem Moment die einzigen Bekannten zu sein, denn sie waren in Rußland außer von Mai bis September stetige Begleiter. Die an mir vorbeilaufenden Menschen verunsichern mich immer mehr. Meine Eltern kann ich unter den vielen Passanten nach wie vor nicht entdecken. In diese für mich trostlose Situation steuert ein Beinamputierter sein Selbstbewegungsfahrzeug dicht an die Stufen, die zum Eingang der Bahnhofshalle führen, und spricht mich mit den Worten an, die ich im Leben nie mehr vergessen werde: „Kamerad, komm, ich bringe dich nach Hause.“

Er bringt mich in die Wislicenusstraße 21, in das Haus, in dem meine Eltern und der Großvater wohnen. Zwei Kriegersramponierte an einem kalten Winterabend, einem Vorweihnachtstag, der im Grunde nichts Außergewöhnliches an sich hat. Für mich ist es der Tag, an dem ich zum zweiten Mal geboren werde.

Müde und abgekämpft schleppe ich mich die zwei Etagen nach oben zur Wohnung meiner Eltern. Mein Großvater empfängt mich mit stummem Entsetzen. Er findet keine Worte der Begrüßung, schaut mich nur fassungslos an, bis er nach einigem Gestotter herausbringt, daß meine Eltern am Bahnhof auf mich warten würden.

Schweigend sitzen wir uns dann am Tisch gegenüber. Großvater hat mich das letzte Mal gesehen, als ich zehn war und meine Sommerferien bei ihm in Stettin verbracht habe. Jetzt bin ich 27 und habe vier Jahre als Soldat und fünf Jahre Kriegsgefangenschaft hinter mir. Großvater ist 80 und für sein Alter quicklebendig. Was muß ihm durch den Kopf gehen, mich, seinen einzigen verbliebenen Enkel, in diesem Zustand zu sehen?

Endlich, nach langen, langen Minuten des Schweigens steht er auf und nimmt mich in seine Arme.

Ich bin Zuhause.

Dann Stimmen im Treppenflur. Bewohner aus den unteren Etagen haben meinen Eltern schon freudig mitgeteilt, daß ich oben in der Wohnung auf sie warte. Ich laufe ihnen, so gut ich es vermag, auf der Treppe entgegen und bleibe auf einer Halbetage vor den Eltern stehen. Alle Schmerzen und Strapazen, alle Schwachstellen des Körpers und des Herzens vergessend, halte ich meine vor Glück taumelnde Mutter in den Armen. Vor sechs Jahren habe ich sie zum letzten Mal in Magdeburg gesehen. Ein Sohn, mein jüngerer Bruder Wolfgang, war an der Westfront gefallen. Sie befürchtete, mich ebenfalls verloren zu haben, denn mein erstes Lebenszeichen aus der Kriegsgefangenschaft, eine Rote-Kreuz-Karte, erhielt sie erst Weihnachten 1946, für meine Mutter eine Ewigkeit des Bangens und Hoffens. Meinen Vater habe ich 1941 zum letzten Mal gesehen. Als Jugendlicher bin ich damals fortgegangen, als ausgemergelter junger Mann stehe ich jetzt vor ihnen.

Wir halten uns fest in den Armen, wollen uns nicht mehr loslassen, wollen in diesem Augenblick alles nachholen, was der furchtbare Krieg uns verwehrt hat. In den Freudentränen gehen alle Worte der Begrüßung unter.

Wie sie beim Abendessen erzählen, seien meine Eltern in der Bahnhofshalle immer auf und ab gegangen, hätten mich unter den vielen Menschen aber nicht gesehen. Ein späterer Blick in den Spiegel – während der Kriegsgefangenschaft habe ich nie einen Spiegel in der Hand gehabt – läßt vermuten, daß sie mich nicht erkannt haben. Mich dünnes Skelett, mehr vom Tode als vom Leben gezeichnet, das Gesicht voller Geschwüre und nur die verweinten Augen sprühen das Leben einer Jugend wieder, die durch alle Höhen und Tiefen dieser Zeit gegangen ist, sie sind trotz allem wach und hoffnungsfroh gestimmt.